

durchgearbeitet zu haben; sie schien jetzt erst ganz und sicher dem Leben anzugehören, und sie sollte nun alsbald der Welt angehören, der großen Welt der Staatsvirsten und des Ballstaates, in der das in Einsamkeit erwachsene, lebenersehrende Kind die Fülle von Schönheit und Geist zu finden vermeinte, die es sich als Zweck und Glück des Lebens geträumt hatte, und wo die schöne Mutter mit der schönern Tochter zu glänzen begierig war.

Amely, mit ihrem herrlichen Auge, schüchtern und flug wie das einer Gazelle, galt nach wenigen Assembléen als eine der ersten Perlen der Saison. Alles war entzückt von ihrem ursprünglichen Geiste, berauscht von ihrer feenhaft kindlichen Schönheit, beglückt von ihrer bloßen Gegenwart; nur sie selbst fand nichts von dem Glücke, das sie gehofft; sie war mit jedem Ball mehr unbefriedigt, gelangweilt, ja erbittert gegen die Personen, die ihr huldigten, und die Weise, wie sie es thaten. Bei den Verhältnissen in ihrem reichen, stolzen elterlichen Hause hatte sie wenig Umgang und nie einen vertrauten kennen gelernt, kaum je mit einer Altersgenossin innige, kindliche Freundschaft gepflegt. Es gehört eine gewisse Trivialität dazu, um allseitig umgänglich zu sein; Amely aber war zu geistreich, um für gefällig gelten zu können; sie war verwöhnt durch die geistreiche Mutter und den herzlichen Vater, sodas die Welt, in der sie allen ihren Geist und ihre Innigkeit erst hoffte lebendig werden zu lassen und die da nichts von wahren Geist und wahrer Innigkeit kannte, noch anerkannte, allen ihren Eigensinn, ja ihre Bosheit erweckte. Sie war aus Ueberdruß an Fadajsen bisweilen unartig gewesen; das hatte Aergerniß gegeben; die Mutter verwies es ihr; sie schüttelte rechthaberisch, wie sie es gewohnt war, das Köpfschen und war seitdem nicht mehr zu bewegen, einen Ball zu besuchen.

Die Mutter, dadurch um ihre Triumphe gebracht, die ihr Ersatz geben sollten für ihre jahrelang freudlos und erbittert hingebrochenes Leben, wurde empfindlich, Amely darüber trohig, dann schwermüthig, dann eigensinnig, dann weinerlich und leidend, und als der Frühling kam, drohte ihr gereizter, schmerzlich in sich verschlossener Gemüthszustand eine neue, gefährvolle Wendung ihrer körperlichen Entwicklung herbeizuführen. Man versuchte alles, sie

aufzuheitern. Nichts machte ihr Freude, kein Theater und kein Gemälde, keine Bücher und keine Gesellschaften; die kostbarsten Geschenke an Geschmeiden, Kleidungsstücken und Nippesachen ließen sie gleichgiltig. Sie schien mit Absicht allem Leben absterben zu wollen, und es war von neuem zweifelhaft, ob sie der Erde angehören sollte; sie selbst dünkte sich zu gut für diese Welt, die keine Freude, keine Liebe bot für dieses Freude und Liebe verlangende Herz. Sie träumte in Wehmuth sich in Todesgedanken hinein und konnte kein schöneres Loos sich denken, als scheidend von Vertrauten und Fremden betrauert zu werden.

Der Arzt war rathlos; er sah das Kind für verloren an. Wie er es pflegte, um seine Patienten nicht unter seinen Augen sterben zu lassen, erklärte er eine Veränderung der Luft und der Umgebung, die erheiternde und stärkende Anregung einer Reise als das einzige Rettungsmittel, und war so die Veranlassung zu der schon mannichfach erwähnten Alpenreise.

Frei von der Beaufsichtigung der Mutter, von den Schranken der Gesellschaft, die sie verachtete und doch stets zu verletzen sich scheuen mußte, den kränklichen Vater durch ihre eigene Kränklichkeit völlig beherrschend, fing Amely auf der Reise an, neue Lebensempfindung zu äußern. Wenn sie bisher nur abgewiesen hatte, nur kennen lernte, was sie nicht wollte; hier begann sie wieder zu verlangen, in unabweisbarer Sehnsucht sich klarer zu werden, was sie vom Leben zu fordern hatte. Alles, was sie sah, war ihr neu, war ihr ungeahnt; sie lernte erkennen, das nicht die Phantasie, das die Wirklichkeit des Lebens Schätze birgt, das Lebenswerthes da ist, das es nur gesucht sein will. Diese Hoheit der Alpennatur, diese Frische des Bergvolks erfüllten sie mit Begeisterung und Interesse. Als aber die beiden Maler ihr so abenteuerlich in den Weg traten und durch den Umgang in diesem ungebundenen Leben mit so mannichfachen Freuden und Scherzen ihr vertraut geworden waren, da erschienen sie ihr kaum als Persönlichkeiten, sie sah sie an, staunend, wie die Geister jener Bergeswelt, den einen wie den Geist jener hohen Schönheit der Natur, und den andern als den der Socialität des Volkslebens. Die bei-